

INTERVIEW

Damian Zimmermann im Gespräch mit Mark Mahaney

65 Tage Dunkelheit

Utqiagvik ist die nördlichste Stadt der USA. Im Winter erreicht man sie nur per Flugzeug und die Sonne geht 65 Tage lang nicht auf. Genau aus diesem Grund wollte der Amerikaner **Mark Mahaney** (Jahrgang 1979) sein erstes freies Projekt genau dort fotografieren. Zurück kam er mit fast surrealen Bildern einer lebensfeindlichen Region.



Mark Mahaney, Foto: © Jess Mahaney



Fotos: © Mark Mahaney

Du bist eigentlich als erfolgreicher Editorial- und Commercial-Fotograf bekannt. „Polar Night“ ist dein erstes freies Projekt. Wie kam es dazu?

Ich mache seit etwa zwölf Jahren Auftragsarbeiten für Magazine und kommerzielle Aufträge.

Dabei werde ich immer von anderen aufgefordert etwas zu tun, was sie wollen und wie sie es wollen. Ich wollte aber etwas Selbstbestimmtes machen, bei dem ich die Kontrolle darüber habe, was ich fotografiere, wie ich es fotografiere und was mit meiner Arbeit danach geschieht. Hinzu kommt, dass ich seit fast zehn Jahren Vater bin. Ich war also sehr ausgehungert danach, etwas für mich selbst zu machen

und habe sehr viel nach möglichen Themen recherchiert. Dabei bin ich über einen Bericht auf Utqiagvik aufmerksam geworden. Es ist die nördlichste Stadt der USA, in der die Polarnacht 65 Tage dauert, das heißt, dass die Sonne mehr als zwei Monate lang nicht aufgeht.

Du bist also für dein erstes persönliches Projekt ausgerechnet in die Dunkelheit gereist.

Ja. Das Projekt hat es mir erlaubt, zeitlich und räumlich weg von der Arbeit zu sein. Ich habe in der Zeit kein Geld verdient und sogar viel Geld für mein eigenes Projekt ausgegeben und war gleichzeitig weit weg von meiner Fa-

milie. Am Ende waren es noch nicht einmal zwei volle Wochen, aber für mich war das eine große Sache. Es war wie ein Geschenk an mich selbst. Ironischerweise habe ich mir dafür aber einen sehr harten Ort ausgesucht: Es war dunkel. Es war außergewöhnlich kalt. Und es war verwirrend und bedrückend. Hinzu kommt, dass der gesamte Prozess für mich neu war, eben weil mir niemand gesagt hat, was ich zu tun habe. Gerade der Anfang des Projektes ist mir deshalb sehr schwergefallen.

Du bist ein sehr erfahrener Fotograf und hattest sicher Ideen im Kopf, was du machen wolltest.

Ganz genau. Das war eine sehr bizarre Situation. Ich dachte, dass ich dorthin reise und eine Art „Ein Tag im Leben von“-Geschichte mache. Mit Porträts der Einwohner und ihrer Wohnungen, gemischt mit Landschaftsfotos. Also in etwa so, wie ich auch bei meinen Aufträgen an das Thema herangehen würde. Es war aber so schwer, überhaupt Leute zu treffen. Es ist eine normale Stadt mit Geschäften und so, aber du siehst keine Leute. Es war, als würden sie sich verstecken. Nicht vor mir, aber vor der Kälte und der Dunkelheit. Ich habe sehr viel recherchiert, bevor ich nach Utqiagvik geflogen bin. Aber was mir erst vor Ort bewusst wurde, ist die Tatsache, dass ich mich nicht wohl dabei gefühlt hätte, als weißer Mann die Menschen so einfach zu fotografieren. Das wäre wie eine Art von Ausbeutung gewesen – schließlich sind etwa 65 Prozent der Bevölkerung Native Americans und nur etwa jeder Zehnte ist weiß. Das war ein weiterer Punkt, mit dem ich zu kämpfen hatte. Es wäre vielleicht anders, wenn ich längere Zeit geblieben und eine Beziehung zu den Menschen aufgebaut hätte. So aber konnte ich nicht einfach an die Haustür klopfen und fragen, ob ich sie fotografieren darf. Das hätte sich nicht richtig angefühlt. Nicht zu wissen, was ich machen sollte, hat mich etwas frustriert, aber gleichzeitig habe ich mir gesagt: Wenn ich mit nur einem einzigen guten Foto nach Hause komme, ist es auch in Ordnung, denn ich habe es nur für mich gemacht und es war eine großartige Erfahrung, an diesem verrückten Ort zu sein. Ich kam dann aber auf die Lösung, diesen Ort in Fragmenten zu fotografieren. Das erste Foto im Buch ist dieser Schneehaufen, von dem man nicht weiß, ob er einen Meter oder 50 Meter hoch ist, weil jeglicher Bezug fehlt. In diese Richtung habe ich dann viel fotografiert.

Bis auf ganz wenige Ausnahmen wirkt der Ort auf deinen Fotos größtenteils verlassen und tot.

Ja, deshalb wollte ich auf jeden Fall die Hundefotos dabei haben, denn sie sind Lebewesen, aber eben keine Menschen. Außerdem gibt es nur ein einziges Foto von einer Person. Beide, die Hunde und der Ringkämpfer, sorgen für eine plötzliche Spannung und Aufmerksamkeit, sie sind quasi das, was Roland Barthes als „punctum“ bezeichnet hat. Nach der Reise habe ich die Fotos meinem Freund und Verleger Bryan Schutmaat gezeigt und wir hatten vielleicht 15 Porträts von Personen herausgesucht, bei denen es sich in Ordnung angefühlt hat, dass ich sie fotografiere. Die Bilder waren okay, aber ich mochte sie nicht be-

sonders. Zu den Bildern, die okay waren, zählten Porträts von Kindern in der Highschool, also beispielsweise Cheerleader in Uniform, die sich gegen die Spinde lehnen oder ein Pärchen auf einer Parkbank. Das Foto vom Wrestler war aber anders und ich dachte mir: Wenn wir nur ein einziges Porträt in das Buch hineinnehmen, dann sollte es dieses sein, denn er steht da in einer Position, als würde er gleich zu kämpfen anfangen und ähnelt damit ein wenig den Hundefotos im Buch.

Es ist ein interessanter Punkt, denn meistens macht man heute Fotos von Menschen, die sich bewusst sind, dass sie gerade fotografiert werden und die entsprechend posieren und in die Kamera schauen. Der Ringkämpfer und die Hunde sind mitten in einer Bewegung erstarrt als hätten sie in die Augen der Medusa geschaut. Dadurch ändert sich plötzlich auch die Lesart des Buches, denn wirklich alles in diesem Ort wirkt, als wäre es eingefroren.

Es gibt noch andere Lebenszeichen. In einem Bild gibt es die Scheinwerfer eines Autos und einen rauchenden Kamin zu sehen und auf einem anderen Bild sieht man, wie jemand auf eine schneebedeckte Tür „Good Pussy“ geschrieben hat. (lacht) Andererseits denkst du, du stehst vor einem verlassenem Haus, weil es komplett eingeschneit ist, aber dann erkennst du, dass ein Licht und das Feuer im Kamin brennen. Der Ort hat aber nicht nur mit der Dunkelheit zu kämpfen, sondern auch mit dem Klimawandel. Es gibt mehrere Teams von Wissenschaftlern, die vor Ort die Veränderungen dokumentieren, indem sie Bohrungen im Eis machen, Proben vom Fell von Eisbären und Seehunde nehmen, das Wasser untersuchen und viel mehr. Die Stadt ist der Erosion preisgegeben und immer, wenn in den schneefreien Monaten ein Sturm kommt, geht ein Stück der Küste verloren. Einwohner, die einmal einen großen Garten hatten, haben jetzt nur noch einen kleinen Garten. Das Interessanteste aber ist, dass die Leute in einem Dilemma stecken, denn das meiste Geld verdienen sie mit dem Öl, das es dort gibt und somit sind sie für das Verschwinden ihrer eigenen Stadt mitverantwortlich. Und niemand dort möchte darüber sprechen, denn sie wissen, dass sie an einem toten Ort feststecken. Als ich für den Text meines Buches Leute nach Zitaten gefragt habe, wollte mir niemand etwas sagen, weil sie im Moment überhaupt gar keine Presse haben wollen. Mein Projekt dreht sich gar nicht direkt um den Klimawandel, aber die Menschen leben ein wenig nach dem Motto „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“, denn alles liegt unter dem Schnee begraben. Doch sobald er schmilzt, entdeckt man, was darunter liegt.

In deinem Buch habe ich auch zum ersten Mal den Begriff Solastalgie gelesen.

Es bezeichnet die Belastung, die man verspürt, wenn man beobachten muss, wie die eigene Heimat zerstört wird. Es wird als eine direkte Folge des Klimawandels betrachtet. In Kalifornien kann man dieses Gefühl wegen der vielen Waldbrände haben und in Alaska, weil eine Stadt Stück für Stück verschwindet.

Ursprünglich sollte das Buch eigentlich gar nicht „Polar Night“ heißen, oder?

Das stimmt, beinahe hätten wir es „Three Dog Night“ genannt. Damit ist gemeint, dass man drei Hunde in seinem Zelt benötigt, um in der Nacht nicht zu erfrieren. Das ist für die Einheimischen wie eine Temperaturskala und es gibt entsprechend auch „Two Dog Nights“ und – wenn es besonders kalt ist – „Four Dog Nights“. Deshalb stehen diese Hunde für mich für diese Lebensenergie und zugleich als Metapher für den Überlebenswillen in dieser Region. Für mich hat es sich so angefühlt, dass alle in dieser Stadt einfach nur versuchen zu überleben. Sie versuchen zu überleben, was mit dieser Stadt geschieht und die Dunkelheit und warten im Inneren bis alles vorbei ist. Die Hunde stehen dafür, dass man bereit ist, alles zu tun, was nötig ist, um zu überleben.

Warum habt ihr euch dann doch gegen den Titel entschieden? Für mich klingt er eigentlich noch besser als das eher neutrale „Polar Night“.

Ehrlich gesagt mag ich „Three Dog Night“ auch lieber als „Polar Night“. (lacht) Wir haben uns aber dagegen entschieden, weil es eine amerikanische Rockband aus den 1960ern mit dem Namen gibt und sie ist immer noch bekannt genug.

„Polar Night“ ist dein erstes, persönliches Projekt und es ist sehr erfolgreich. Die erste Auflage war schnell ausverkauft, nun ist die zweite Auflage erschienen und deine Bilder werden auf der Paris Photo, der wichtigsten Kunstmesse für künstlerische Fotografie überhaupt, gezeigt. Hast du mit dem Erfolg gerechnet?

Nicht wirklich. Ich wusste überhaupt nicht, was ich zu erwarten habe. Ich wollte immer ein eigenes Projekt und ein Buch daraus machen und die Arbeiten auch ausstellen. Insofern könnte ich nicht glücklicher sein. Frustrierend war allerdings, dass meine erste Soloausstellung überhaupt in der Kominek Gallery in Berlin stattgefunden hat und ich konnte wegen Corona nicht anreisen und habe sie deshalb auch nie gesehen. (lacht) Dennoch: Die erste Auflage des Buches hatte fast 800 Exemplare und



war nach einer Woche ausverkauft. Das war für mich genauso überraschend wie für den Verleger.

Haben die Medien dein Buch vorgestellt oder wie kam es dazu?

Ja, es gab einen kleinen Artikel im „New Yorker“ und ich glaube, der hat dabei geholfen. Aber auch die sozialen Medien haben das Projekt vorgestellt und geteilt. Wir haben nur eine einzige Signierstunde in San Francisco gemacht und für mehr hat es dann nicht gereicht, weil die Bücher vergriffen waren. Also haben wir jetzt anlässlich der Paris Photo eine zweite Auflage gemacht. Aber eigentlich wollte ich gar keine zweite Auflage des Buches machen. Irgendwie mochte ich die Vorstellung, dass das Buch kommt und wieder geht und nicht mehr erhältlich ist.

Bei einem solchen extremen Projekt müssen wir auch kurz über deine Ausrüstung sprechen – schließlich hast du bei bis zu minus 40 Grad Celsius fotografiert.

Oh ja, das war eine große Sache. Ich habe viel recherchiert, um sicherzugehen, dass ich nicht in Alaska ankomme und feststellen muss, dass das Equipment kaputt ist. Für diesen Fall hatte ich die komplette Ausrüstung in doppelter Ausführung sowie einen Assistenten dabei. Außerdem habe ich mich gegen analoge Fotos entschieden, weil die Negative bei der Käl-

te brechen können. Von anderen Fotografen wurde ich gewarnt, sehr gut auf meine Kameras aufzupassen und sie niemals in der Kälte liegen zu lassen, weil sie ansonsten unwiderruflich kaputtgehen können. Wir haben dann jeden Morgen 20 von diesen Taschenwärmern benutzt und sie um die Batterien, um die Kameras und um die Lampen geklebt und überall hineingesteckt, wo es ging. Ich war komplett ausgestattet mit Schutzbrille und Gesichtsmaske, aber in meinem Bart hingen trotzdem die Eiskristalle und wenn du draußen bist, kannst du maximal fünf oder sechs Minuten fotografieren und musst dann direkt zurück in das warme Auto gehen.

Aber auch dabei musst du aufpassen: Wir haben die Ausrüstung in wasserdichte Taschen, die man vom Rafting kennt, gesteckt und möglichst viel Luft in ihnen gelassen. Es hilft, die Temperatur zu speichern, wenn man von einer extremen Temperatur in die andere wechselt. Denn die extreme Kälte ist das eine Problem. Das andere ist das Kondenswasser, das sich in der Kamera bilden kann und das dann beim nächsten Mal friert und die Elektronik zerstört. Glücklicherweise ist nichts davon passiert. Die Kamera ist nur unglaublich langsam geworden und das Objektiv klang furchtbar, wenn man es benutzt hat, weil die Kälte dem Schmiermittel zugesetzt hat. Aber am Ende ist nichts schiefgelaufen.